

Deutsches Bürgerblatt.

Siegen, 15. November 1844.

Zweck und Richtung: Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und gewerblichen Verhältnisse und inneren des Auslandes. — Unsere Spalten sind für den Vaterlandsfreund geöffnet, um Ansichten und Wünsche über vaterländische Zustände und Staats-einrichtungen in den gesetzlichen Schranken, mit bescheidener Freimüthig-keit kund zu thun.

Für Literatur und Unterhaltung.

Preis: Vierteljährlich bei der Expedition für 26 Nummern — 10 Sgr., bei allen Postanstalten des Preuss. Staates und im deutschen Buchhandel vierteljährlich — 15 Sgr. Erscheint wöchentlich 2 Mal am Dienstag und Freitag.

Die Einrückungsgebühren betragen $\frac{1}{3}$ Sgr. oder 2 Kreuzer für die gespaltene Vorherrsche.

U e b e r s i c h t.

Die Zunahme der Bevölkerung der Fabrik-, Haupt- und Residenzstädte. Von Dr. J. Müller. Frau von J. Müller in Belgien. Von J. Die neue Veränderung in Spanien.

Zur Literatur und Unterhaltung: Zur Kritik der Volksbücher und Volksalender. I. — Landwirtschaftliches. Die Gärtnerei in ihrem höchsten Ertrage durch größtmögliche Vereinfachung. Auf viel-jährige Erfahrungen gegründet und herausgegeben von Karl Fried-rieh Förster, Mitglied mehrerer Vereine etc. — Ein Lied der Liebe. Von Dr. Daniel Jenner von Jemneberg. — Die Kette. (Fortf.) — Mannigfaltiges.

Literarischer Anzeiger. — Bekanntmachungen und Anzeigen. — Wechsel- und Geld-Course.

***Die Zunahme der Bevölkerung der Fabrik-, Haupt- und Residenzstädte** ist in vielfacher Beziehung eine nicht erfreuliche Erscheinung. Der Erfahrung nach ist die Behauptung unrichtig, daß hierdurch dem platten Lande eine große Menge arbeitsamer Hände entzogen und dessen Entvölkerung herbeigeführt werde. Die bekannt gemachten statistischen Nachrichten weisen un-derwieglich nach, daß die Bevölkerung überall in einem Grade wächst, so daß die Frage: wie diese Beschäftigung und Nahrung auf dem beschränkten Boden des Vaterlandes finden könne? ernste Be-sorgnisse erweckt. An Vorschlägen, diese zu besei-tigen, fehlt es nicht. Aber dem drohenden Uebel ist durch künstliche Mittel nicht vorzubeugen. Die Menschen — der bessern Art — deren Zustand un-behaglich oder gar unerträglich wird, wissen sich selbst am besten zu helfen, wenn man ihrem Be-streben keine Hindernisse in den Weg legt. Dieses ist zu befördern. Das beste Auskunfts-mittel, näm-lich die Auswanderung, bisher dem Zufall, der Raubgier, der Seelenverkäuferei und der scham-losesten Speculation preisgegeben, haben jetzt mehrere Staats-Regierungen Vorsorge und Unterstützung zu-gewendet. Möge dieses edle Unternehmen durch Beharrlichkeit und Erweiterung gute Früchte bringen.

Die Erde bietet noch weite fruchtbare, gesunde, aber menschenleere Strecken dar, auf denen Millio-nen vermögenslose fleißige Eigenthum und Wohl-stand, ohne übermäßige Anstrengung finden. Die am meisten in Europa von der Natur gesegneten Länder, Sizilien, das untere Italien, Spanien, Por-tugal und die russisch-türkischen Donaufürstenthümer, ehemals eine zahllose Bevölkerung reichlich nährend, sind durch schlechte Verwaltung, religiösen Fanatism und Unsicherheit jetzt menschenleer und verödet. Es streift fast an Unsinn, diese Länder zur Einwande-rung den Deutschen zu empfehlen, so lange die Ursache ihrer Entvölkerung noch fortbesteht.

Nachdem die Länder der geistlichen Fürsten in Deutschland vertheilt und viele kleine Dynastien me-diatisirt worden sind, sanken ihre Residenzen zu Landstädten, Flecken und Dörfern herab. Nach überstandener Krisis gelangten sie wieder zum Wohl-stande, oder doch in eine erträgliche Lage, wenn die Ueberzeugung in's Leben trat, daß man auf seinen Weinen feststehen und sicher gehen könne. Das den Franzosen nachgeahmte Centralisations-system — ihre Kraft mehrend — hat bei uns seine unheilvollen Folgen gehabt. Es bedurfte keiner Bau-begünstigungen für Einwohner einer Stadt, in welche, neben einer zahlreichen Garnison, der Sitz der höch-sten Landesbehörden verlegt werden sollte und ein glänzender Hof schon residierte. Die Speculation auf Gewinn, auch ohne fremde Unterstützung, konnte allein schon hülfsreiche Hand leisten.

Die aus allen Theilen des Landes dahin flie-henden Abgaben, zur Zivilliste, zu Anapagen, Be-soldungen der Staatsdiener, Sold des Militärs, zum Bau und Unterhaltung der öffentlichen Ge-bäude etc. größtentheils verwendet, bleiben nur in der nächsten Umgebung in Zirkulation. Sie öffnen dem Speculationsgeiste und dem leichten Erwerbe unzählige Wege.

Dies ist der Magnet, der Langerer, Strolche, Gauner und Gefindel herbeizieht, um als Knechte, Livreebediente, Tagelöhner, Eckensteher und Diebe Erwerb und in Nothfällen Unterkunft in Hospitälern etc. zu finden. Sie dehnen ihre Raubzüge auf Wald- und Felderzeugnisse aus. Eine arme Wittwe, welche um einen Beitrag zur Bezahlung einer Strafe bettelte, gestand mir, daß sie ohne Frevel nicht leben könne und genöthigt sei, ihrer jungen Brut in diesem Erwerbszweige praktischen Unterricht zu erteilen.

Unter der großen Menge kann der Einzelne, wenn es ihm an Wahlverwandten nicht fehlt, sich leicht verbergen. Es gibt in vollreichen Städten der Schlupfwinkel so viele, daß dem wachsamem Auge der Polizei doch Vieles verborgen bleibt. Industrie-Ritter, Gauner und der Auswurf der menschlichen Gesellschaft wählen diese überfüllten Orte nicht blos, um Gastrollen zu spielen, sondern im Gewande des Chamäleons zu ihrem ständigen Aufenthalt. Schon der Gedanke ist schauerhaft, daß in London, Paris u. a. D. viele Tausende am Morgen jeden Tages nicht wissen, wo sie für diesen die dringendsten Bedürfnisse hernehmen

sollen, und daß der hungrige Magen keine Ohren hat. Wie wenn diese vom Hunger gequälte Menge, ihrer physisch-überlegenen Stärke sich bewußt, gebieterisch fordern wollte, was ihr fehlt? Dies sind nicht träumerische Besorgnisse der Knechtlichen. Wir haben solche Szenen nicht nur in England und Frankreich, sondern endlich auch im Vaterlande erlebt. Alles läßt die Rückkehr dieser betrübenden Auftritte besorgen. Männer von Einsicht haben dieses anerkannt und Vereine gebildet, um den geistigen und materiellen Zustand der vermögenslosen Arbeiterklasse, welche von Hand zu Mund lebt, zu heben und sie in eine mehr gesicherte Lage zu versetzen. Dies verspricht die besten Folgen. Aber ein so vereinzelt Mittel kann dem drohenden Uebel nicht Einhalt thun. Nur durch Anwendung vieler vereinten Mittel können wir uns dem Ziele nähern, welches wir Alle wünschen.

Dem Andrang der Proletarier nach den Haupt-, Residenz- und großen Fabrik-Städten ist soviel als möglich ein fester Damm entgegen zu setzen.

Diese Orte, in denen sich große Reichthümer sammeln, welche bedeutende Almenden, wohlthätige Stiftungen, gut dotirte Schul-, Armen-, Kranken- und Versorgungs-Anstalten besigen, locken eine Unzahl Unbemittelter herbei, um leichten Verdienst und in oft wiederkehrender Noth Unterstützung zu finden. Sie hoffen ihre zahllose Nachkommenschaft so auf das Beste versorgt. So entsteht ein verkrüppeltes, sieches Geschlecht, besonders da, wo Kinder, um die Subsistenzmittel der Eltern zu vermehren, in Fabriken den größten Theil des Tages arbeiten. Da die Vermehrung dieser Volksklasse, die, unbekümmert um den nächsten Morgen, nur für den täglichen Bedarf sorgt, ängstliche Besorgnisse erweckt, so ist es nicht unwichtig, sich um Gegenmittel umzusehen. Die freie Stadt Frankfurt, bekanntlich nicht eine Fabrik-, sondern eine reiche Handelsstadt, verdient wegen der Bestimmungen über den Aufenthalt der Permissiionisten mit Recht als Muster und Vorbild empfohlen zu werden.

Agrarische Geseze und kommunistische Radikal-Reformplane, von Fanatikern und Feinden der bürgerlichen Gesellschaft empfohlen, erinnern an die Fabel vom Goldregen, nach dessen Ernte der vormals Reiche Arbeiter und Diensthoten verlor und seine Schuhe selbst flicken mußte. Nach der gleichheitlichen Vertheilung der materiellen Güter würde nach wenigen Jahren der Sparfame, der Fleißige und Intelligente reich, der Verschwender, der Träge und Unbesonnene arm und Jenem wieder dienstbar sein. Der Mittelstand, Kern und Stärke jeden Volkes, nicht durch materielle Güter, sondern durch Geistesüberlegenheit einflußreich, würde, wie ein Phönix aus der Asche, jugendlich frisch sich wieder bilden. Es ist Unsinn, solche Prämien für Faulheit und Dummheit zu empfehlen.

Momentane Unterstützungen der brodblosen Proletarier vermehren die Zahl der Bettler, sobald sie wissen, man werde sie nicht verhungern lassen.

Bestellungen auf Arbeits-Erzeugnisse und Abnahme derselben gegen angemessene Preise würden am besten der Noth steuern, wenn der Absatz aus überfüllten Magazinen leicht wäre. Dieses ist aber selten der Fall. Alle diese Palliativ-Mittel können daher nicht durchgreifend wirken. Man muß das Uebel an der Wurzel fassen und es herausreißen. Das Geschehene ist nicht ungeschähen zu machen. Verhüte man also, daß das Uebel nicht ärger werde.

In vielen der vollreichsten Orte bestehen eigenthümliche Einrichtungen, Stiftungen und Anstalten, andern fehlend, auf welche die erbgeseffene Bürgerschaft zu nächst einen Anspruch hat. Diese Eigenthümlichkeiten sind in den Städte- und Landgemeinde-Ordnungen, welche nur allgemeine Bestimmungen enthalten, nie berücksichtigt, oft ist denselben sogar schädlich entgegen gewirkt worden.

Nehmen wir z. B. an, daß eine Gemeinde — sei sie Stadt oder Dorf — ein bedeutendes Vermögen an Waldungen, urbarem Grundeigenthum, Aktiv-Kapitalien, nuzbaren Berechtigungen, reich dotirte Armenfonds oder andere Versorgungsanstalten besitze, welche jedem Bürger, außer dem leichtern und höhern Erwerb, Loosholz, Weide etc. und in Nothfällen Hülfe und Versorgung zusichert. Dann ist doch der Wunsch sehr natürlich, sich aus armen gewerblosen Orten in jene überzusiedeln. Der Vorstand der armen Gemeinde, aus Besorgniß, daß ihm bekannte Mitbürger bald ihnen zur Last fallen, werden deren Uebersiedlungsprojekten kein Hinderniß in den Weg legen. Ihr wohlverstandenes Interesse erheischt es vielmehr, solche durch gute Zeugnisse und durch alle in ihrer Hand liegende Mittel zu befördern.

Diesem ist leichter vorzubeugen, als man glaubt. — Gestatte man, den generellen Bestimmungen der Gemeinde-Ordnung die durch seine eigenthümliche Einrichtungen nöthigen örtlichen Statuten, namentlich die Bedingungen der Bürgeraufnahme beizufügen und nach höherer Genehmigung geltend zu machen. Die maßlosen und verderblichen Uebersiedlungsversuche sind zu erschweren. Nenne man dieses nicht Härte oder Ungerechtigkeit. Es ist ein Akt der Nothwehr. Sehe man aber nicht allein auf Vermögensbesitz, welcher bei dem Tragen und Einfältigen blizschnell verschwindet, sondern mehr auf Fleiß und lustrative Kunstfertigkeiten, überhaupt auf gebiegene Tüchtigkeit.

Die Uebersiedlungen, auf wenige geeignete Fälle reduziert, befördern das eigene und allgemeine Interesse.

Auf diese in beschränkten Räumen angehäuften Massen der Proletarier haben die Vereine zur Beförderung und Unterstützung der Auswanderung besonders ihr Augenmerk zu richten. Die Gewißheit, in einem fruchtbaren und gesunden Lande ein im Innern und von Außen gesichertes Eigenthum zu erhalten, wird diesen Zweck befördern. Das Hinausstoßen in die Fremde ohne Rath und Hülfe ist eine Grausamkeit, der schon Tausende als Opfer fielen.

Es gibt dem es a Schloßern der regier die ander lichen Hofhaltung ständige doch nur Begünstigt kommt, w Aus s richten un über die feiner Ein Er muß

Das r andern U höhern u städte zu andern g wohnen Ein öf wenn des terworfen Landes n Gegenden lichen Si Die F und man auch von weniger

*Fra Der r der einz Trennung zum Sel warm u seiner Na land ist lens und einen D literarisch gepfropft und De beschränk interessen keine gei sich hier Pedanten Ganz von Hol zu erwa nach der seine ne bestehend wie sie Segen,

Es gibt kein deutsches Land oder Ländchen, in dem es an Lust-, Jagd-, Sommer- und Winter-Schlössern fehlt. Diese weise man den Gliedern der regierenden Familie zum Aufenthalt an. In die andern verlege der Regent abwechselnd in schicklichen Jahreszeiten mit einem Theil der mobilen Hofhaltung seine Residenz. Mag es sein, daß die ständige Residenz dadurch Etwas einbüßt. Es ist doch nur ein Theil der entbehrlichen, bisherigen Begünstigung, der andern Landestheilen zu gut kommt, welche bisher stiefmütterlich behandelt wurden. Aus sogenannten pflichtmäßig gehorsamsten Berichten und papiernen Darstellungen wird ein Fürst über die Beschaffenheit des Landes und den Zustand seiner Einwohner nie eine genaue Kenntniß schöpfen. Er muß selbst sehen.

Das rücksichtslose Centralisiren hat, außer vielen andern Unzuträglichkeiten in kleineren Staaten, die höhern und höchsten Landesbehörden in die Hauptstädte zusammengedrängt. Mehrere derselben in anderen gelegenen Orten vertheilt würden den Einwohnern in vielfacher Rücksicht nützlich sein können.

Ein öfterer Garnisonswechsel des Linien-Militärs, wenn dessen Kasernirung keinen Schwierigkeiten unterworfen ist, oder ein wiederholtes Durchziehen des Landes nach allen Richtungen: wird nahrungselosen Gegenden nützlich sein und die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit befördern.

Die Haupt- und Residenzstädte sind durch Lage und mancherlei Vortheile besonders begünstigt. Fliehe auch von dem, was Alle geben müssen, auf die weniger Begünstigten Etwas zurück.

Dr. J. Müller.

* Frau von Plönnies in Belgien.

Der reichste Segen, und fast möchten wir sagen, der einzige Segen, welcher Belgien aus seiner Trennung von Holland erblühte, ist der, daß es zum Selbstbewußtsein wieder kam und durch dieses warm und kräftig für neuen und frischen Aufschwung seiner National-Literatur zu arbeiten begann. Holland ist literarisch fast todt. Pennep, Heye, Tolens und Veets ausgenommen, hat es kaum noch einen Dichter von Bedeutung aufzuweisen; seine literarischen Zeitschriften sind fast durchgängig vollgepfropft mit Uebersetzungen aus dem Englischen und Deutschen und die dort erscheinenden Werke beschränken sich auch fast auf Uebersetzungen. Krämerinteressen und die politische Noth des Landes lassen keine geistige, höhere Entwicklung zu, und wollte sich hier oder da eine solche zeigen, dann tritt kalte Pedanterie ihr den Kopf ein.

Ganz anders ist es mit Belgien. Hatte es einst von Holland Nichts für seine National-Literatur zu erwarten, dann war dies noch weniger der Fall nach der Separation beider Staaten in Bezug auf seine neue Regierung. Diese, aus lauter Wallonen bestehend, unterdrückte selbst das Flämische, wo und wie sie nur konnte, doch das gereichte Belgien zum Segen, denn sie weckte dadurch die Reaktion. Seit

1834 nahm diese mit jedem Tage stärker zu und erhob sich die flämische Literatur zu einer Höhe, auf welche sich in so kurzer Zeit nie eine andere schwang.

Natürlich waren die ersten Bestrebungen schwach; die Fessel der Rhetorikammern lasteten noch zu schwer auf den Dichtern. Bald aber schüttelte man diese ab und schaute freier um sich. Da auch zeigte sich das Bedürfnis bald eines engeren Anschlusses an eine Nachbarliteratur. Nach Frankreich schielte man wohl einmal hin, doch dies dauerte kaum einen Augenblick; Holland konnte nach oben Gesagtem nicht genügen, England lag zu fern, nur Deutschland blieb, das Nachbarland, das Stammverwandte, und dahin wandten sich nun Aller Augen. Man suchte und stöberte nach deutschen Dichtern in den Bibliotheken herum und überlegte das Beste aus unsern alten Klassikern; Gellert, Gleim, Pöffel wurden vertraute Freunde der Fläminger. Doch sie genügten endlich nicht mehr, sie sagten nicht mehr zu, man that einen Schritt weiter und las und übertrug Körner und Uhland. Beide mußten Beifall finden, der Erste wegen des patriotischen Schwunges seiner Lieder der Fremdherrschaft, die ja auch Belgien ganz unter hatte, gegenüber, der Andere wegen der Gemüthlichkeit, der Innigkeit seiner Dichtungen, die wohl übertragen durch das eigenthümlich Naive und Trauliche des Flämischen noch einen ganz besondern Reiz gewinnen. Bei Uhland aber blieb man bisher stehen. Die neuesten unserer Dichter sind nur sehr wenig in Flandern bekannt und daran ist wohl dies weniger schuld, als der Buchhandel. Wer nicht gerade in Brüssel lebt, oder aus Brüssel sich alles Neuerscheinende bestellt, der wird von deutsch-literarischen Bestrebungen Nichts gewahr. Kein deutsches Buch wird, wenn der flämische Buchhändler das nicht ausdrücklich verlangt, nach Antwerpen oder Gent oder Brügge versandt. Erst ganz neuerdings macht das nun in Brüssel neugestiftete Journal „Vlaemisch België“ mehr auf deutsche Produkte aufmerksam und dies beginnt auch, rasch seine Früchte zu tragen.

In Deutschland konnte dies rege geistige Treiben nicht lange unbemerkt bleiben. Einer der Ersten trat Coremans für dasselbe in der freien Presse in die Schranken. Karl Andree folgte und kündigte bald nachher eine Uebersetzung von Conscience's Löwen von Flandern an; ihm schloß Duller sich an mit Uebersetzungen kleinerer Gedichte; die Augsburger Zeitung wurde mit jedem Tage wärmer für die Fläminger und ihr folgten die meisten andern Tagesblätter; das „Vaterland“ brachte Uebersetzungen gelungener Novellen, unsere Blätter auch besprachen oft flämische Zustände, doch vor Allen wandte sich die durch ihre „Britannia“ (Frankfurt 1843), so wie durch ihre so geist- als gemüthvollen Gedichte (Darmstadt 1844) bekannte und geschätzte Frau Luise von Plönnies der jungen Literatur mit inniger Liebe zu. Wie das „Vaterland“ schon manche schöne Uebersetzung von ihr enthielt, so erschienen deren in größerer Zahl noch

in ihrem eben an's Licht getretenen „fremden Strauße“.

Den schönsten Beweis, wie aufrichtig es mit der Hinneigung Flamlands zu Deutschland gemeint ist, liefert wohl die freudige Anerkennung, ja der rührende Enthusiasmus, mit welchem sie Alle und Jeden empfangen, die bei uns das Wort für sie nahmen. Das wissen Kaugler, Uhlend, Andree, Honek und manch Anderer, das erfuhre besonders auch Frau von Plönies; und sie mußte dies um so mehr erfahren, als es bekannt geworden war, daß sie eigens nach Belgien kam, um die flämisch-literarischen Zustände zu studiren und die bedeutendsten der flämischen Dichter alsdann in Deutschland einzuführen. Fast alle literarischen Gesellschaften des Landes boten ihr Diplome; manches auch wurde ihrer sie begleitenden Tochter Maria, der wir schon manche hübsche Uebersetzung danken. Manch warmes Wort erklang da frei und offen gegen Frankreich nun Gott Dank im Abnehmen stehenden Einfluß, für einen innigen und festen und nie mehr zu lösenden Anschluß an das deutsche Bruderland; in Brügge selbst standen auf der Bühne nach einer Vorstellung, welcher die Dichterin beizuhnte, der deutsche Adler und der belgische Löwe, deren wappenhaltende Jungfrauen sich schwesterlich umschlangen. Wie herzlich dieser Empfang gegen den Leon Fauchers, wobei man die Gäste fast zu den Mahlen zwang, welche man von französischem Gelde dem berühmten (?) Politiker gab!

Wie laut dieses freundliche Entgegenkommen bei Allen, was Deutsch heißt und verdienten Namens ist, für den germanischen Geist in Belgien spricht, so reiche Frucht entspißt diesen Besuchen wieder. Belgien wird, nun politisch mit uns vereint, auch geistig immer mehr eins mit uns werden; seine Literatur wird sich nun doppelt kräftig entfalten und vielleicht noch einmal die nordniederländische Schwester aus dem Schlafe wecken, in welchem sie vergraben liegt. Für uns ist in Belgien noch manche ernste Lehre zu holen, und die wäre schon längst geholt, hätten wir uns von so manch tollem Vorurtheil befreien können, welches noch in uns lebt und lägen wir, wenn wir Belgien besuchen, nicht ausschließlich in Brüssel und auf der Eisenbahn und allenfalls im Bade und dem Kasino von Ostende. Hätte D. L. W. Wolff die flämischen Landestheile besucht, dann würde er wohl nicht so fabel über deren Literatur abgeurtheilt haben, und könnten Baiern und die Schweiz belgische Zustände genauer, dann sähen wir dort nicht jetzt, im Jahre des Herrn 1844, Jesuiten auftauchen.

Die neue Veränderung in Spanien.

Es wurde neulich eine sehr gute Bemerkung gemacht, daß Spanien, obgleich hier die Konstitutionen blühschnell auf einander folgten, doch eine sehr zähe Konstitution wenigstens haben müsse, um alle die Revolutionen und Contrerevolutionen glücklich zu überstehen. Es gibt wohl kein Land in Europa,

das so viele Leiden hat ausstehen müssen, als Spanien. Von den ältesten Zeiten her, ist es fast immer in der Gewalt fremder Mächte gewesen; die Phönizier, die Karthager, die Römer haben alle dort sauber gehaust und selbst als die Germanen dort sich niedergelassen, mit den Eingeborenen sich vermischt, und diese Mischrace den achthundertjährigen Kampf mit den Mauren glücklich überwunden und die Eindringlinge über die Meerenge zurückgejagt hatte, ist es dennoch unter den eingeborenen Herrschern dem Volke nicht besser ergangen; diese hohen Potentaten haben das moderne Drucksystem, möchte man sagen, sanktionirt, kraft des Nimbus, welchen ihnen ihre Verdienste um das Christenthum durch Inquisitionstribunale und andere gottselige Einrichtungen verliehen. Erst in der letzteren Zeit schien es, als wäre die sittliche Kraft, die noch in dem Volke lebte, wieder zu Bewußtsein oder wenigstens zu einer Ahnung ihres Werthes gekommen. Aber seit die saubere Königin Christine wieder aus Paris zurückgekehrt und ihr Pantoffelregiment etabliert war, verlor man allen Glauben an dem spanischen Volke, zumal wenn man las, wie die Revolution von Murcia so schnell, unsern ominösen Prophezeiungen zum Troß, gedämpft wurde. Und nun? Welch ein Gaukelspiel wird jetzt aufgeführt! Was soll daraus werden?

Denn nachdem Jahrelang die Karlisten und Christinos sich beseindeten, Don Karlos endlich zum Lande hinausgejagt ist und in Bourges seinen unfreiwilligen Aufenthalt genommen hat, nachdem dann verschiedene Regimente auf einander gefolgt, jetzt die Königin Mutter nach Madrid heimgekehrt ist, wird der Streit durch eine Heirath zwischen dem ältesten Sohne des Don Karlos und der vielumfreieten jungen Königin Isabella beendet. Soll man sagen, daß Christine Neue fühlt, daß sie ihren Schwager, der ebenso gute loyale und moralische Ansprüche auf den Thron hat wie sie, so wehe gethan hat, oder daß sie aus äußern Gründen nicht anders kann, oder daß ihr Einfluß schon wieder im Sinken ist? Genug, die Königin Mutter hat den Heirathsvertrag angenommen, und die päpstlichen Bullen sind in Madrid angekommen.

In diesem Vertrage sind nun aber Dinge festgesetzt, über die man sich schier verwundern mußte, wenn man Zeit dazu in Spanien oder über spanische Angelegenheiten hätte.

Im Jahre 1834 war durch Beschluß der Cortes und Sanction durch die Regentschaft Don Carlos und seine Nachkommen aller Rechte und Ansprüche auf den spanischen Thron verlustig erklärt; diese Erklärung ist nunmehr aufgehoben und gilt für die Zukunft nicht mehr. Es war das Eigenthum des Don Karlos und des Infanten Don Sebastian unter Sequester gelegt; dies wird ebenfalls aufgehoben; sie sollen ihr ganzes Eigenthum sogleich zurückerhalten. Wenn Don Karlos außerhalb Spanien wohnen bleiben will, so bekommt er 12 Millionen Realen Pension, so viel als die Regentin bezog.

Alle Aus-
seine Reg-
werden a-
übernomm-
stellungen
ihn bes-
ausgefest-
Stellen
Karlos g-
nehmen.
besser be-
glücklicher
bekommen
Realen
Rentenbu-

Man
sem Pro-
gefürchtet
in der P-
hineinget-
an solche
es genug
Offiziere
volution
lange die
auch die
und Con-
die proj-
hängt, s-
nen's, di-
eine neu-
liche Zu-
graben.
durch ge-
war von
lich gelo-
gewähre
mache.
tauglich
absolute
Ob's g-
Leib; d-
schworn-
Regieru-
nichts a-
lichen s-
sette an-
auch di-
Gemein-
Es i-
ohne W-
welche
gewiß,
Karlos
sie heut
man de-
Er sitzt
macht s-
auch be-
Dichter

Alle Ausgaben und Anleihen, die Don Karlos und seine Regierung während des Bürgerkrieges gemacht, werden anerkannt und von der spanischen Nation übernommen; ebenso gelten alle Titel, Orden, Anstellungen, die von Don Karlos herrühren; die von ihm beschützten Personen sind keinen Ansechtungen ausgesetzt und treten in die ihnen gebührenden Stellen ein. Alles, was für die Truppen des Don Karlos geliefert, wird der Staat zu zahlen übernehmen. Namentlich wird auch die Kirche wieder besser bedacht, als in den vorangehenden, unglücklichen Zeiten, sie soll alles Eigenthum zurückbekommen, für das verkaufte soll sie mit 4000 Mill. Reales entschädigt werden, welche Summe in das Rentenbuch eingetragen wird.

Man weiß in der That nicht, was man zu diesem Projekt sagen soll, mit dem doch offenbar das gefürchtete Regiment des Despotismus, den man in der Person des Don Karlos bekämpfte, in's Land hineingetragen wird. Aber Spanien ist nun einmal an solche Kraftstriege gewöhnt. Revolutionen hat es genug erlebt; sie kamen über Nacht; angesehene Offiziere haranguirten ihre Truppen, und die Revolution war fertig. Es bleibt darum wahr, so lange diese militärische Herrschaft fortdauert, bleibt auch die Gelegenheit für extemporirte Revolutionen und Contrerevolutionen. Ist diese nun geboten durch die projektirte Heirath und was damit zusammenhängt, so wird sie befördert durch den Plan Christinen's, die Konstitution von 1837 umzustossen und dafür eine neue den Cortes vorzulegen. Es wird der rechtliche Zustand des Landes dadurch noch mehr untergraben. Es wird die königliche Macht selbst dadurch geschwächt. Denn jene Konstitution von 1837 war von der Regentin bestätigt und an ihr namentlich gelobt, daß sie der königlichen Macht Sicherheit gewähre und die Beruhigung der Halbinsel möglich mache. Jetzt wird dieselbe Konstitution für untauglich erklärt und darauf losgearbeitet, die alte absolute Herrschaft wie einen Granit festzumachen. Ob's gelingen wird? Man will der Presse zu Leibe; die Preservergehen sollen nicht mehr von Geschwornen abgeurtheilt werden, den Senat die Regierung auf Lebenszeit ernennen; er soll also nichts als königliche Behörde werden. Die Geistlichen sollen, wie auch schon in dem Heirathprojekt angedeutet ist, Vorrechte erhalten; dabei werden auch die Herren Soldaten nicht übergangen; die Gemeinden dagegen sollen mehr eingeschränkt werden.

Es ist nicht zu erwarten, daß alle diese Dinge ohne Widerstand durchgehen. Es fragt sich nur, welche Konstitution die zäheste ist. Widerstand ist gewiß, sonst würde nicht Christine gegen Don Karlos das Feld behauptet haben, in dessen Lager sie heute übergeht. Und wozu der Krieg? Hat man den Absolutismus aus dem Felde geschlagen? Er sitzt noch so fest in den Köpfen wie früher, und macht sich jetzt bei der ihm sonst feindlichen Partei auch beliebt. Martinez de la Rosa, früher als Dichter den liberalen Ideen zugethan, hat, seit er

auf die diplomatische Karriere sich eingelassen, sein Ansichten immer mehr dem Absolutismus genähert, und Narvaez, der jetzt so mächtige Narvaez, der reiche Emporkömmling, ist wegen seiner blinden Ergebenheit für den Hof bekannt. Man kann für Spanien nicht bestimmen, welche Form öffentlicher Verhältnisse sich noch herausbilden wird; denn es ist Alles noch in einem so chaotischen Zustande, daß jede Gestalt daraus sich entwickeln kann. Indes daß die Gegenpartei noch nicht schlummert, daß hinter den Kulissen wohl noch Espartero seine Leute regiert, das ergibt sich aus dem Komplott, welches kürzlich entdeckt ist und den Mord des Generals Narvaez in Madrid und des Barons de Meer in Barcelona bezweckte und kurz vor seinem Ausbruch entdeckt ist. Der General Prim, den vor einiger Zeit Preußen sich als Landsmann vindiziren wollte, ist in Folge der Entdeckung verhaftet und es ist wahrscheinlich, daß die Verschwörung weit verzweigt war.

Doch lassen wir vor der Hand die Muthmaßungen und warten den Ausgang der Dinge ab, der wohl nicht lange auf sich wird harren lassen, um Spanien und uns in einen neuen Strudel innerer Kämpfe zu reifen.

Zur Literatur und Unterhaltung.

* Zur Kritik der Volksbücher und Volkskalender.

Volkskalender sind ein ziemlich neuer Artikel in der Literatur. Früher begnügte sich das Volk mit seinem offiziellen Landeskalender, oder in den Staaten, wo es einen solchen nicht gibt, mit dem ersten besten und namentlich auch billigsten sonstigen Kalender, in welchem man, neben den auf den Jahreslauf bezüglichen Angaben, noch ein paar Räthsel, einige gemeinnützige Rathschläge und Hausmittelchen, die „muthmaßliche Witterung“ und allenfalls auch das früherhin vielbeliebte „Aderlasmännchen“ fand. Die höheren Stände, welchen ein ordinärer Kalender zu schlecht war, hatten statt dessen ihre Almanachs und Taschenbücher, — Bücher mit Velinpapier und Goldschnitt, Musikbeilagen und Stahlstichen, Gedichten und Novellen. Allmählich hat aber auch ein kräftigerer Theil und zugleich auch ein minder begüterter Theil des Volkes Antheil an der Literatur genommen, der für Velinpapier, Goldschnitt und seine Stahlstiche kein Geld und für Gedichte, Novellen und Musikbeilagen keinen Sinn hat. Diese Leute wollten und konnten die seitherigen Taschenbücher nicht kaufen. Daneben bekam auch der wohlhabendere und gebildete Theil der Nation solidere Gedanken, auch er richtete sein Augenmerk auf das Billige und Nachhaltige, statt auf das Kostspielige und Glänzende, auf das Belehrende und Bildende, statt auf das Unterhaltende, aber spurlos Vorüberauschende.

Diesem Bedürfnis suchten nun die Volkskalender zu entsprechen. Daß das Bedürfnis wirklich da war, und daß man wenigstens auf der Schwelle des richtigen Weges zur Befriedigung desselben war, das beweist der enorme Absatz, den der Gubig'sche, Steffen'sche und andere Volkskalender gleich schon in den ersten Jahren ihres Erscheinens fanden. Aber trotz dieser Leichtigkeit des Absatzes, welche die Unternehmungen in buchhändlerischer Hinsicht als vollkommen gelungen und musterhaft erscheinen ließ, bethätigte sich doch hinsichtlich des literarischen Gehaltes derselben auch hier wieder das Sprüchwort: daß aller Anfang schwer ist. Gegen das Ende des Jahres 1842 schrieb ein Freund von mir in einer für die Öffentlichkeit bestimmten Uebersicht der hierher gehörigen Erscheinungen:

„Einige ordinäre Späße, mit mehr oder minder gelungenen Illustrationen in Holzschnitt, dann und wann ein gemeinnütziger Rathschlag, der leider längst bekannt ist, endlich etliches patriotisches Gewäsche von engster provinzieller Begrenzung bilden — wer weiß es nicht? — den Inhalt dieser sich jährlich erneuernden Volksliteratur. So war es seit Jahren; so wird es sich auch mit den für 1843 bestimmten Fortsetzungen und neu auftauchenden Erscheinungen verhalten. Referent hat zwar bis jetzt nur einige zu Gesicht bekommen, aber er scheut sich darum nicht, sein Votum über die Mehrzahl abzugeben: Diese Volkskalender gleichen sich, wie ein Tropfen Wasser dem andern, und diese volksthümliche Redensart behält in ihnen sogar wörtlich ihr Recht; denn was sie insgesamt kredenzen, ist nicht etwa geistiger Wein, noch weniger treues, glühendes Herzblut, — es ist Wasser und zumeist noch aus recht trüben Quellen geflossenes. — Leider sind die Volksbücher und Volkskalender Buchhändlerspekulationen geworden, und unsere vielbeschäftigten Schriftsteller richteten alljährlich einige Studien- und Gedankenabfälle durch einige grobe und naive Zuthaten — wie sie meinen — volksthümlich zu und präsentiren sie mit „edler Dreistigkeit“ dem Publikum. Wenn Jeglicher von der Heiligkeit und Majestät des Volkes innig überzeugt wäre, es würden diesem Volke nicht so viel nichtsnutzige Nachwerke bezichtigt werden?“

So schrieb mein Freund im Jahre 1842. Sein Urtheil war sehr hart, aber doch mußte man, unsere damaligen Volkskalender, nach Abzug von einem oder zwei, in ihrer Gesamtheit betrachtet, daselbe als vollkommen gerecht anerkennen. Auch war diese kritische Stimme nicht die einzige, welche ein solches Urtheil fällte. Die deutschen Jahrbücher verglichen einmal — wenn ich nicht irre, war es auch i. J. 1842 oder 1841 — den damaligen Jahrgang des Gubig'schen Volkskalenders mit einem in Paris erschienenen französischen Almanach, der ungefähr für denselben Leserkreis bestimmt war, wie jener. Unser Nationalstolz mußte bei dieser Parallele blutige Thränen weinen, wenn er aus den beiden „Volkskalendern einen unwiderleglichen Schluß auf den wirk-

lichen Gehalt der beiden Völker hätte machen müssen. Der französische Kalender enthielt Erörterungen aus allen Theilen des Rechtslebens, der Staatswirtschaft und des politischen Rechtes Frankreichs, überall hatte er die Nation und das Vaterland vor Augen, selbst seine technischen und seine historischen Notizen knüpften sich enge an die Bedürfnisse und Regungen der Gegenwart. Dagegen der Gubig'sche Volkskalender! Die Biographien einiger berühmter Männer im Pfennigmagazinstyle gehalten, ein paar alte Anekdoten mit neuestem Eckensteherwitz aufgeputzt, einige Spitzgeschichten, bedeutungslose Endchen und Abschnitzel aus allen möglichen wissenschaftlichen Gebieten, Geschichten von glücklicher Rettung aus Lebensgefahr, Erzählungen, die zu den bereits vorhandenen Holzschnitten fabrikmäßig gemacht und so zu sagen auch aus Holz geschnitten waren, und endlich, damit der Patriotismus auch etwas habe, mehrere edelmüthige Züge aus dem Leben noch lebender Fürsten und nebenbei ein Paar Hiebe auf die „Unzufriedenen,“ — das war sein Inhalt.

An den Volkskalendern dieser Art war eben nur das anzuerkennen, daß sie die ersten Volkskalender waren, daß sie zuerst das vorhandene Bedürfnis erkannten, ihm Nahrung und Anregung gaben und so würdigeren Nachfolgern eine Stätte bereiteten. Dieses Verdienst ist durch den Verdienst hinreichend belohnt, den sie durch ihren großen Absatz gefunden haben, darum dürfen wir denn auch, ohne undankbar zu erscheinen, ihnen nun alle weitere Anerkennung verweigern, und auf ihre Kosten die würdigeren Rivalen hervorheben, die sie seitdem gefunden haben.

Der erste unter diesen war das „Buch für Winterabende, Volksbuch und Volkskalender von M. Honek“ (mit Stahlstichen, Lithographien und Holzschnitten, Karlsruhe, Gutsch und Rupp). Er erschien zuerst im Jahre 1842, ganz in der frischen und kräftigen Tendenz, die er bis zur Stunde beibehalten hat. Die Begeisterung für die Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes und der Kampf für die Errungenschaften und die Fortentwickelungen unseres konstitutionellen Lebens, sind die ersten Kennzeichen dieser Tendenz, die man, um sie mit einem technischen Namen kurz zu bezeichnen, die des geläuterten süddeutschen Kammerliberalismus nennen könnte. Der vorige Jahrgang brachte uns Bildnisse der badischen Abgeordneten, der für 1845 bringt uns welche von den Abgeordneten aus dem Großherzogthum Hessen, von einem Aufsatze Karl Buchner's begleitet. Der Herausgeber M. Honek lebte früher selbst in Baden, von wo er wegen seines Ankämpfens gegen das öffentliche Spiel und weil er dem Beamtenwesen auf den Fuß getreten hatte, auf eine Weise ausgewiesen wurde, die auf dem letzten badischen Landtage Veranlassung zu ersten und bitteren Erörterungen gab.

In dem Jahrgange für 1845, der vor uns liegt, finden wir von dem Herausgeber das Leben Otto's II. und Otto's III., die sich an die Biographien der

früheren
vorausgehe
mehr geeig
als diese
land durch
Nur mö
weisen, de
verleiten d
thun. Un
„Zur deu
richte“ be
erschöpfent
Karl Bu
Abgeordne
und Zwan
enthält.
burgs alte
Entstehun
Lewald
Zimmerm
erhalten
Verkehres
und Aus
und Sitte
Lewald, d
dort zuge
Beobacht
so sehr a
die Mitth
und San
mindesten
sächsischen
An sich
durchaus
wirklicher
chen der
tragen.
in Wirkl
die noch
in einem
einem B
zum Ein
„Vorwä
wärts!
lein“, v
und derg
Selbstir
Neben
den geb
Karl W
Kammer
Jahrgän
nomie
abgehan
Ber
Manier
über da
schrieben
Patrioti
Bon

früheren deutschen Kaiser anschließen, welche die vorausgehenden Jahrgänge enthielten. Nichts kann mehr geeignet sein, unseren Nationalstolz zu heben, als diese Darstellungen aus einer Zeit, da Deutschland durch seine Ungetheiltheit noch so stark war. Nur möchten wir bei einigen Punkten darauf hinweisen, daß die Rücksicht auf unser Zeitalter nicht verleiten dürfe, der Vergangenheit Gewalt anzuthun. Unter den übrigen Arbeiten Hone's sind „Zur deutschen Wehrfrage“ und „Geschwornengerichte“ besonders hervorzuheben, obgleich beide nicht erschöpfend sind und es auch wohl nicht sein sollen. Karl Buchner lieferte neben dem über die heftigen Abgeordneten einen Aufsatz, betitelt „Zwangsjacken und Zwangsweifen“, der viel Beherzigenswerthes enthält. Sehr interessant ist der Artikel „Hamburgs alte Eigentümlichkeit, nebst einem Blicke auf Entstehung und Wachstum der Stadt von August Lewald;“ neben einer, besonders mit Benutzung Zimmermann's gearbeiteten, Geschichte der Stadt, erhalten wir hier eine Schilderung der trotz des Verkehrs eines Welthandels mit so großer Treue und Ausdauer festgehaltenen alten Ueberlieferungen und Sitten, welche jetzt noch in Hamburg herrschen. Lewald, der einen Theil seines reichbewegten Lebens dort zugebracht hat, zeigt hier die ganze Fülle reicher Beobachtungsgabe und feiner Darstellung, die ihn so sehr auszeichnet. Zur Zeitgeschichte gehörig ist die Mittheilung über „das Verfassungsfest in Baden“ und Sander's „Rede zum Verfassungsfeste“. Am mindesten anerkennungswerth scheinen mir die „nieder-sächsischen Zwergsagen“ von Hermann Harrys. An sich sind sie sehr unbedeutend und entbehren durchaus jenen nicht nachzunehmenden Stempel der wirklichen echten Volksthümlichkeit, den z. B. die Märchen der Gebrüder Grimm so unverkennbar an sich tragen. Aber wenn sie auch besser wären, als sie in Wirklichkeit sind, was sollen diese Zwergghistörchen, die noch dazu einen so großen Raum einnehmen, in einem Volkskalender, wie der Hone'sche, — einem Buche, welchem, wie der Herausgeber gleich zum Eingange sagt und das Titelblatt es verkündet, „Vorwärts!“ als Denkspruch voran steht! Vorwärts! — und alle diese Geschichten vom „Wichtlein“, vom „Männlein“, vom „Zwergkönig“ und dergl., — klingt das nicht beinahe wie bittere Selbstironie?

Neben dieser leichten Waare begrüßen wir freudig den gediegenen Aufsatz „Geld und Papier“ von Karl Mathy, dem Mitgliede der badischen zweiten Kammer, der namentlich auch schon in den früheren Jahrgängen Gegenstände aus der politischen Oekonomie (z. B. im Jahrgang 1843 über den Zehnten) abgehandelt hat.

Berthold Auerbach hat in der anregenden Manier des Gevattermanns eine kleine Variation über das Thema: „Je schlimmer desto besser“ geschrieben, die uns seinen unermülichen, redlichen Patriotismus in schönster Fülle zeigt.

Von den früheren Mitarbeitern vermissen wir

einen höchst ungerne in dem vorliegenden Jahrgang, es ist Karl Andree, von welchem z. B. der Jahrgang 1843 eine treffliche Darstellung über „die Kämpfe der Dithmarsen mit den Dänen“ enthielt. Andree soll dormalen mit der Redaktion der trotz aller Konkurrenz sich immer mehr hebenden „Kölnischen Zeitung“ allzusehr beschäftigt sein, als daß er sonstigen literarischen Unternehmungen Theil nehmen könnte.

Am Schlusse des Buches für Winterabende befindet sich ein, vielen Lesern gewiß sehr willkommenes Anhang, nämlich: „Deutschlands Eisenbahnen im Jahre 1844, nach den offiziellen Berichten der Eisenbahn-Direktionen und anderen zuverlässigen Quellen, bearbeitet von Emil Bürger, Techniker des Eisenbahnbaues“, nebst einer Karte von Mitteleuropa, auf welcher das Netz der Bahnen, der im Bau begriffenen und der projektirten Eisenbahnen verzeichnet ist. (Schluß f.)

*Landwirthschaftliches.

Die Gärtnerei in ihrem höchsten Ertrage durch größtmögliche Vereinfachung. Ein vollständiges Hand- und Hülfesbuch für Gärtner und Gartenbesitzer, sowie für Landwirthe und überhaupt alle Diejenigen, welche ihre Einkünfte auf eine sichere Weise durch die Zierpflanzen-, Obst-, Wein- und Gemüsezuucht erhöhen wollen. Auf vielfährige Erfahrungen gegründet und herausgegeben von Karl Friedrich Förster, Mitglied mehrerer Vereine etc. Mit einer Figurentafel. V. 382 S. Leipzig, 1845. Verlag von J. F. Wöller. Preis 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. od. 2 Gld. 15 Kr.

Der Verfasser, Hr. Förster, Kunstgärtner in Leipzig, ist längst als einer der tüchtigsten Schriftsteller im Gebiete des Gartenbaues bekannt. Schon früher hat er durch die Bearbeitungen von Heinrich Gruner's praktischem Blumengärtner und dessen unterweisendem Monatsgärtner, zwei Werken, deren Brauchbarkeit durch die rasch auf einander folgenden Auflagen (die vierte Ausgabe erschien im vorigen Jahre) von dem theilhaftigen Publikum anerkannt ist, sich entschiedene Verdienste um die Gartenkultur erworben. Ein noch bedeutenderes erwirbt er sich durch das vorliegende Werk, insofern hier das praktische Bedürfnis besonders erwogen ist. Die Bücher über Gartenkunst nehmen meist nur auf solche Leser Rücksicht, welche die Gartenkunst nur zum Vergnügen treiben. Ohne ihnen ihren Werth abzusprechen, muß man doch zugeben, daß Diejenigen, welche aus der Gärtnerei auch einen Erwerb machen oder doch von ihrer Gartenbeschäftigung den größtmöglichen Nutzen wünschen, immer mehr berücksichtigt zu werden verdienen. Wir haben auch sehr gute Zeitschriften für Gartenbau, wie die allg. deutsche Gartenzeitung der prakt. Gartenbaugesellschaft in Frauendorf, die allg. Gartenzeitung von Otto und Dietrich, aber sie bieten nur Vereinzelt, das dem Anfänger wenig nutzen kann, so vielen Gewinn auch der ausgebildete Gärtner daraus ziehen mag.

Hr. Förster bietet hier aber ein rein praktisches, überaus nütliches Buch; hier finden wir keine Compilation aus großen hortulanischen Prachtwerken der Engländer oder Franzosen, nein, vielmehr ein

aus eigenen langjährigen Erfahrungen hervorgegangenes Buch, auf welches man sich verlassen kann. Der Druck des Werkes ist ungemein kompakt und der Preis für den Umfang sehr gering. Daß aber dennoch der Verf. nicht in das Detail der Kulturregeln eingegangen ist, können wir nur billigen, da alsdann der Umfang des Buches sich mehr als um das Dreifache würde vermehrt haben; wer sich über die Einzelheiten der Zierpflanzenkultur und Obstbaumzucht unterrichten will, findet dazu die beste Belehrung in den neuen Bearbeitungen des Gruner'schen Blumengärtners und des Monatsgärtners.

In dem allgemeinen Theile, den Anweisungen, spricht der Verf. von den zweckmäßigen Vorarbeiten, von der Lage des Gartenplatzes, der Anlage und Eintheilung des Handelsgartens, der Einrichtung der Glashäuser, Pflanzenbehälter, Treibhäuser und Treibbeete, von den verschiedenen Erden, von dem Dünger. Wir heben hier hervor, was er u. A. von dem neuerlich so berühmt gewordenen Guano oder Vogelbäcker sagt: „Der Guano ist nur in nassen Jahren ein mächtiger Beförderer der Fruchtbarkeit, denn gleich allen andern konzentrirten Düngungsmitteln braucht er zur erfolgreichen Entwicklung seiner Kräfte eines beträchtlichen Zusatzes von Feuchtigkeit. Man hat ihn bisher nicht nur auf Wiesen, schlechten, mageren Viehweiden, Rasenplätzen, sondern auch auf Saatäckern und in Hopfengärten in nassen Jahren mit überraschendem Erfolge angewendet, und er würde noch häufiger in Anwendung kommen, wenn er nicht so theuer wäre. Für Topfpflanzen kann ich ihn nicht empfehlen, seine Wirkung äußert sich bei diesen viel zu ähend, und ob sie gleich anfangs sehr üppig darnach wachsen, so sterben sie doch bald ab. Ich habe bei vielen Gattungen mit dem Guano experimentirt, ohne auch nur ein einziges Mal einen günstigen Erfolg davon zu sehen.“ — Weiter redet der Verfasser von der Vertheilung und Aufstellung der Pflanzen und behandelt dann einen sehr wichtigen Gegenstand, die Wechselkultur. Die Natur selbst weist darauf hin, daß auf demselben Boden nicht ununterbrochen dieselben Pflanzen gedeihen, wohl aber andere, wenn für diese der Boden auch unfruchtbar geworden ist. Die Wechselwirtschaft ist für die Landwirthschaft und Forstkultur längst System geworden, in die Gartenkultur sie eingeführt zu haben, bleibt des Verfassers großes Verdienst, und wir machen auf die wichtigen Resultate aufmerksam, welche S. 76 fg. mitgetheilt werden. Nachdem darauf der Verf. am ausführlichsten über die Pflege und Abwartung der Pflanzen gesprochen, legt er seine Erfahrungen über die Konseruation der Pflanzen und die Fortpflanzung der Gewächse durch Vermehrungs- und Veredlungsmethoden, über Samenzucht und Bestandserzeugung vor und geht in dem Abschnitte, Kenntniß, Vertilgung und Abhaltung der den Kultur-

pflanzen schädlichen Thiere in's Detail ein. Dann spricht er von den bekanntesten Krankheiten der Pflanzen, ihrer Entstehung und Heilung; und am Schluß des ersten Theiles von den Handelsgeschäften, der Bezeichnung, Verpackung u. s. w. der Pflanzen.

Der zweite oder besondere Theil, die Kulturen, handelt sowohl von den Treiberei-Kulturen, der Obsttreiberei, Ananas-, Gemüse-, Champignon- und Blumentreiberei, als von den naturgemäßen Kulturen.

Diese Inhaltangabe deutet schon hinlänglich den Reichthum des Buches an, und wir haben nur hinzuzusetzen, daß die geachtete Verlags-handlung dasselbe des Inhaltes würdig äußerlich ausgestattet hat.

* Ein Lied der Liebe.

Wenn sich der Saine Schatten

In's Thal hinabgesenkt,

Der Hirte von den Matten

Die Herde heimgelockt:

Dann kamst Du wohl gesprungen,

Und fragtest fröhlich mich;

„Wenn Dich der Schlaf bezwungen,

„Sprich: denkst Du noch an mich?“ —

Und wenn im Osten glühte

Der Sonne feurig Gold,

Das Bild der Klur erblühte,

Vom Tag frisch aufgerollt:

Dann hielt ich Dich umschlungen,

So warm! so inniglich!

Und Du bist fortgesprungen,

Und frugst: „denkst Du an mich?“ —

Ah, jene Zeiten — nimmer

Werd' ich sie wiederseh'n!

Noch strahlt ein schwacher Schimmer, —

Auch der wird bald vergeh'n!

Die Lieder, die gesungen

Ich einst allein für Dich,

Sind die auch einst verklungen,

Sprich: denkst Du noch an mich? —

Wohl waren's schöne Tage,

Wie's keine schön're gab;

Mein armes Herz, ich trage

Es selber jetzt zu Grab.

Ein Paar hielt sich umschlungen,

Das Alm' und Rebe gleich,

Es hat sich losgerungen, —

Sprich: denkst Du noch an mich? —

So leicht ist's, Herzen trennen!

Doch — fügen, o wie schwer!

Ah, wollten wir erkennen,

Was grämt uns denn so sehr?

Ben Liebe einst bezwungen,

Ob dem ein Stern erblich?

Hat nicht sein Herz gesungen

Stets: „denkst Du noch an mich?“ —

Es sinken wohl die Sterne,

Die Lieb' kann nicht vergeh'n,

Trob dämmert aus der Ferne

Ein süßes Wiederseh'n.

Was Liebe einst gesungen,

D, das bleibt ewiglich!

Drum sei auch Dir gesungen:

„Sprich: denkst Du noch an mich?“ —

Dr. Daniel Jenner von Jenneberg.

(Siehe den Verfolg in der Beilage.)

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.
Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Friedrich.

Beil

Die g
nossen, f
freundlich
neben A
feiner ei
der jung
und wem
Ruhmes
und er n
Es bi
Verhältn
er nicht
ihn von
er sich d
fühle, s
Mädchen
und seine
züge will
Euphe
Eltern s
für sich
Sommer
sten Tag
waren a
ihn zu i
sehen, d
gesunken
zu Tag.
Der
Bällen r
Konzerter
die Zahl
Die Kre
und mur
sich lebha
Die f
kerade z
sollte S
in ganz
wohl me
selben g
An d
hörte, w
hatte sie
über da
angeseht
ordnen
was irg
geschehen
den viel
niger al
Freunde
Zwei
war in
Gesellsch
einen G
nung, w
weisen vo

Beilage zum Deutschen Bürgerblatt Nr. 14 (92).

Die Kofette.

(Fortsetzung.)

Die glücklichsten Tage, die je ein Mensch genossen, folgten dieser näheren Verbindung mit dem freundlichen Hause des Staatsrathes. Es tauchte neben Alfred mancher Maler auf, doch konnte sich keiner eines so glänzenden Erfolges rühmen, als der junge Künstler, er blieb der Lion des Tages, und wenn er auch in größter Bescheidenheit seines Ruhmes genoß, so war es doch immer ein Genuß und er war nicht zu verachten.

Es bildete sich nach und nach ein so inniges Verhältniß zwischen ihm und Euphemia aus, daß er nicht zweifeln konnte, das holde Mädchen liebe ihn von ganzer Seele, und mit ganzer Seele gab er sich diesem beglückenden Gefühle hin, dem Gefühle, sich von dem schönsten und geistreichsten Mädchen geliebt, und zwar mehr um seines Geistes und seiner Kunst, als um seiner körperlichen Vorzüge willen, geliebt zu wissen.

Euphemia machte wenig Hehl daraus, und die Eltern schienen vorurtheilsfrei genug, um den Künstler für sich ebenbürtig zu halten. So verfloß der Sommer, verfloß der Herbst, es waren die schönsten Tage, die jemals dem Glücklichen gelächelt, es waren auch die fruchtreichsten, denn sie begeisterten ihn zu immer neuen Schöpfungen, und das Aufsehen, das er bei seiner Ankunft erregt, war nicht gesunken, es steigerte sich im Gegentheile von Tag zu Tag.

Der Winter mit seinen Freuden, mit seinen Bällen und Maskeraden, dem Theater und den Konzerten, rückte heran. Mit ihm vermehrte sich die Zahl der Fremden, welche München belebten. Die Kreise des Hofes wurden immer glänzender und munterer, und auch in den Privatkreisen fand sich lebhafterer Verkehr ein.

Die Künstler hatten beschlossen, eine große Maskerade zu geben. Bei derselben sollte nicht Rang, sollte Schönheit die Ebenbürtigkeit bestimmen. Wer in ganz München hätte unter solchen Bedingungen wohl mehr Ansprüche auf das Erscheinen bei derselben gehabt, als Euphemia.

An der Seite des Mannes, dem ihr Herz gehörte, wollte sie den Ball besuchen, und deshalb hatte sie bereits mit S. die nöthigen Verabredungen über das Kostüme getroffen. Der lange vorher angelegte Ball ließ Zeit, Alles zu wählen und zu ordnen und so wurde auf's Genaueste festgesetzt, was irgend erforderlich. Dies mußte jedoch auch geschehen, weil Euphemia, den Hofbällen und den vielen Assembles beizuwohnen genöthigt, weniger als früher im Stande war, sich dem theuren Freunde zu widmen.

Zwei Tage vor dem berühmten Künstlerballe war in dem Hause des Staatsrathes eine vornehme Gesellschaft versammelt. Hier fand der junge Maler einen Grafen von Gauer, eine so glänzende Erscheinung, wie die ersten Salons sie nur irgend aufzuweisen vermögen. Jung, schön, geistreich, gebildet, von

hoher Geburt und sehr reich, schien das Glück alle Gaben auf ihn gehäuft zu haben, schien er bestimmt, jeden Mann mit Neid, jedes Weib mit Wünschen zu erfüllen. S. konnte sich nicht leugnen, daß auch er zu den Ersteren gehörte, daß er mit einem gewissen Neide auf die großen Vorzüge des Fremden blickte, der, sichtbar der Bevorzugte, aller Augen auf sich zog, die Aufmerksamkeit aller Anwesenden für sich ausschließlich in Anspruch nahm. Der Graf seinerseits schien höchst unbefangen dieses nicht zu bemerken, schien die Huldigungen, die ihm so sichtbar dargebracht wurden, kaum zu ahnen und widmete seinerseits die ganze Aufmerksamkeit der schönen Euphemia allein, was der junge Maler nicht ohne einen Anflug von Eifersucht wahrnahm. Kaum konnte er hin und wieder einen Blick erhaschen, kaum einen verstohlenen Händedruck wagen, und als die ganze Gesellschaft sich erhob, um zur Tafel zu gehen, wobei Alles für einige Minuten durcheinander gerieth, flüsterte Euphemia ihrem Geliebten zu, sie sei durch die Anwesenheit einer kranken Tante am Besuche der großen Maskerade gehindert.

Alfred stand da, wie vom Donner gerührt, er traute seinen Sinnen nicht, mußte aber leider die nochmalige Bestätigung der traurigen Nachricht von den Lippen der Geliebten vernehmen.

Jede Freude war von diesem Augenblicke an für ihn verschwunden. Still und in sich gekehrt saß er da, ein Haub trüber, düsterer Gedanken, und weder die feinen Delikatessen, unter deren Reichtum sich die Tafel bog, noch die köstlichen Weine, die bald die Fröhlichkeit der Gäste an die Grenzen der Ausgelassenheit führten, waren im Stande, seine düstere Stimmung zu bewältigen. Ganz niedergeschlagen und mißgestimmt nahm er, sobald es irgend möglich, in aller Stille Abschied und suchte seinen Kummer im Schlafe zu vergessen.

Der Tag verging ihm auf das Traurigste. Er hatte sich so sehr auf das Fest gefreut, hatte gehofft, Arm in Arm mit der Geliebten, einen ganzen freudenreichen Abend durchzuschwärmen, was konnte ihm jetzt, da sie den Ball nicht besuchte, derselbe noch werth sein. In seinem großen Verdrusse beschloß er nun auch zu Hause zu bleiben, und so gestimmt suchte er den Doktor, seinen Jugendfreund auf.

Auf dem Wege zu ihm traf er denselben in der nämlichen Absicht. Der Doktor wollte ihn, den jungen Maler besuchen.

„Ich bin im Begriffe auf ein paar Tage zu verreisen,“ sprach der Letztere, „und wollte deshalb von Dir Abschied nehmen.“

„Wie?“ frug der Doktor, „heute, vierundzwanzig Stunden vor dem großen Künstlerfest; was bedeutet das?“

„Ich wollte mich ein wenig zerstreuen, und deshalb mir die schönen Wintergegenden ansehen.“

„Mich zu zerstreuen beabsichtigte ich auch,“ sprach der Doktor, „doch nicht im Nebel auf dem benachbarten Moos, sondern gerade auf dem Maskenballe.“

„Ich will mich fern von demselben halten, ich bin nicht aufgelegt dazu. Es hat sich eine gewisse Mißstimmung meiner bemächtigt, welche ich nicht überwinden kann — ich fühle mich nicht wohl.“

„Armer Mensch,“ sprach der Doktor lächelnd, „theurer fünfundzwanzigjähriger Greis, Du hast den Spleen, ich will Dich kuriren. Bleibe hier, besuche morgen mit mir die Maskerade und Du sollst geheilt werden.“

„Das Uebel sitzt tiefer, als Du glaubst.“

„Es sitzt gerade so tief, als ich glaube, und deshalb möchte ich Dich in meine Kur nehmen. Versprich mir den Maskenball zu besuchen.“

Nach langem Weigern, mit sichtlichem Widerstreben und nur, weil er zu bemerken glaubte, daß er seinem Freunde damit einen Gefallen thue, willigte endlich Alfred ein. Es ward verabredet, daß Beide, als neapolitanische Fischer verkleidet, vollkommen gleiche Masken tragen sollten, daß der Arzt dieselben besorgen werde und daß sie sich mit dem Schlage der achten Stunde im Vorsaale des Obeons treffen wollten. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Am 10. November fand zu Köln eine zahlreich besuchte Versammlung von Bürgern statt, um über die Bildung eines Vereins zur Milderung der Noth zu berathen. Auch der Militärstand hatte sich nicht ausgeschlossen und nahm an den Verhandlungen thätigen Antheil. Nach mehrfachen Erörterungen über Zweck und Benennung des Vereins beschloß die Versammlung zuletzt, einen Ausschuss von 12 Mitgliedern zu wählen, der nach 14 Tagen einen Entwurf der Satzungen des Vereins und die Vorschläge zur geeigneten Veranordnung desselben vorlegen sollte. Die Wahl dieses Vorstandes bildete den Schluss der Sitzung.

— Aus der so eben zu Berlin ausgegebenen „statistisch-geschichtlichen Darstellung der Eisenbahnen des preussischen Staates vom Freiherrn Dr. von Reben“ erhellet, daß 48 Eisenbahnlinien, von zusammen 641 Meilen Länge, in Betracht gekommen sind. Davon sind am 1. Nov. d. J. eröffnet auf 13 verschiedenen Eisenbahnen 129,75 Meilen Länge; im Bau begriffen auf 12 Eisenbahnen 205,25 Meilen Länge; der Bau ist gesichert von 24 Meilen Länge bei 3 Eisenbahnen; ernstlich projektirt sind 282 Meilen Länge bei 22 Eisenbahnen. Das gesammte Anlage- und Einrichtungs-Kapital der dem Verlebre eröffneten preussischen Eisenbahnen ist 35,551,143 Thlr., oder pro Meile (mit Ausschluß der niederschlesisch-märkischen Bahn) durchschnittlich 293,213 Thlr.; für die im Bau begriffenen Bahnen ist ein Kapital von 56,619,500 Thlr. veranschlagt; für die gesicherten Eisenbahnen 4,800,000 Thlr.; für die ernstlich projektirten etwa 68,000,000 Thlr. Die bisher in Betracht gekommenen Eisenbahnen des preussischen Staats und der kleineren Nachbarländer werden mithin nach ihrer Vollendung mindestens 165,000,000 Thlr. kosten.

— Man schreibt aus Stettin: Das hiesige Briggschiff „Proteus“, Capt. C. Dibel, ist am 27. Oct., nach einer Fahrt von 38 Tagen, mit voller Ladung, glücklich von Neu-York in Rotterdam angekommen. Dieses Schiff, welches im Juni v. J. mit Auswanderern nach Neu-York abging, hat seitdem, d. h. in etwa 15 Monaten, sechs Reisen nach Neu-York und zurück nach europäischen Häfen, hin und her stets volle Ladung tragend, glücklich vollbracht, was, unter Berücksichtigung der Zeit, welche das Laden und Löschen kostet, wohl als ein seltenes Beispiel einer Reihe von raschen Seefahrten gelten kann.

— Man meldet, daß die berühmtesten Tonseger unserer Zeit, wie Meyerbeer, Mendelssohn, Liszt, Moscheles, Benedikt u. sich verständigt haben, zum Vortheile der zur Errichtung eines Denkmals für Weber auf einem öffentlichen Plage zu Dresden eröffneten Subskription eine Reihe großer Konzerte zu Paris, London und Berlin zu geben.

— Nach Briefen aus Marburg hat sich die Krankheit des ältesten Sohnes des Professor Jordan so sehr verschlimmert, daß Jordan aus dem Schlosse in sein Haus gebracht wurde. Von Seiten des Polizeidirektors sind wieder strenge Bewachungsmaßregeln angeordnet, doch in etwas milderer Art, wie früher. Es hat sich bis jetzt nicht bestätigt, daß Jordans Prozeß beendet sei.

— Der „Presl. Jtg.“ wird aus Berlin geschrieben: Eine Mittheilung, daß künftighin wegen der Kandidaten für Rektoratsstellen und Professoren an evangelischen Gymnasien bei den geistlichen Konsistorien nachgefragt werden müsse, ob von ihrer Seite etwas Erhebliches gegen die religiöse Gesinnung derselben einzuwenden sei, kann ich jetzt noch insoweit vervollständigen, daß diese Praxis auch bei katholischen Gymnasien stattfindet. Hier haben, wie man versichert, die Bischöfe hauptsächlich zu bestimmen, ob sich ein Schulmann zu der betreffenden Stelle eignet oder nicht. Wie man sagt, soll künftighin auch die Sonntagsfeier der Schüler evangelischer Gymnasien strenger, als bisher, überwacht und überhaupt dahin gewirkt werden, daß den einzuführenden theologischen Religionslehrern ein bedeutender Einfluß auf dieselben gesichert bleibe.

— Die „Köln. Jtg.“ schreibt aus Weimar: Mehr als gewöhnliches Aufsehen macht hier fortwährend das ungeeignete Benehmen eines hiesigen Geistlichen, welcher kürzlich am Grabe eines allgemein geachteten Mannes, des Hofadvokaten Lübeck, eine Rede hielt, die alle Anwesenden schmerzlich berührte. Der Verstorbenen hatte nämlich während seines Lebens aus Grundsatze nur wenig die Kirche besucht, welcher Umstand jenem Geistlichen hinreichend zu sein schien, sich darüber mit Bitterkeit auszusprechen zu dürfen, ohne zu bedenken, daß der Verstorbene im Leben mehr Gutes bewirkte, als Mancher, der niemals einen Gottesdienst veräumte. In seinem Testamente allein hatte er 20,000 Thlr. zu wohlthätigen Vermächtnissen bestimmt, worüber die Dankesbezeugungen der betreffenden Empfänger in den hiesigen Blättern gar kein Ende nehmen wollen.

— In dem Ländchen Anhalt-Deßau ist ein sogenanntes „Civil-Competenzgesetz“ in Wirksamkeit getreten, nach welchem es gegen Administrativ-Maßregeln und Beamten-Disciplin keine Rechtsmittel mehr gibt, so daß die Unterthanen gegen jedes Verfahren des Beamten des Rechtsschutzes beraubt sind. Ein Berliner hatte darüber in den „Sächsischen Vaterlands-Blättern“ geschrieben; 50 Exemplare davon waren in Deßau in Umlauf. Der Herzog verlangt vom Redakteur den Namen des Verfassers; derselbe weigert sich, bis er von der sächsischen Behörde zur Nennung des Verfassers genöthigt wird. Jetzt trägt der Herzog bei der preussischen Behörde auf Untersuchung und Bestrafung des Verfassers an, die preussische Behörde weist aber diese Zumuthung zurück, mit dem Bemerkens, daß der rügende Aufsatz unter Censur eines deutschen Bundesstaates erschienen sei und deshalb der Verfasser persönlich unverantwortlich sei. (A. 3.)

— Wir lesen im Lyser Unterhaltungsblatte: Durch die letzte Anwesenheit der Militär-Ersagkommission hier ist ein ergrauter Veteran, der unter Friedrich dem Großen gedient, näher bekannt geworden, welcher beabsichtigt, seine Pension sich in der alten militärischen Uniform aus der Zeit Friedrichs des Großen vor derselben eingefunden hatte. Der 95-jährige alte Krieger, Jeromin mit Namen, wohnhaft in dem Dorfe Panitzsch, im Kirchspiel Jucha, ist noch recht rüstig, und beobachtet, wenn er steht, militärische Haltung. Den zwei Meilen langen Weg hierher hat er zu Fuß gemacht und in gleicher Weise den Rückweg angetreten. Er hat unter Friedrich des Großen Garde gedient und seine mit silbernen

Lißen verfehlte Zeit, ist nach bei den Herr ihnen bescheu zulage. Die ernährte sich

— Freilich Ausfälle des beabsichtigte seine öffentl der Volkssoz einführen w Ordensobern

— Die „St. Nikola neulich von verlagst und heit des Be nrißheit wor nur totale M

Die angef Buchhandl

(103.) In provinz und

Ge

Preis

[104.] In erschienen u

und d Ein Bei Verhältn

Groß D Maschinen

ist so eben wieder zu

N

Der

Herrn F

Nebst eine 8. 8

Eigen verfehene Uniform, eine ehrwürdige Reliquie jener Zeit, ist nach Möglichkeit noch wohl erhalten. Er erregte bei den Herren Militärs großes Aufsehen, wurde von ihnen beschenkt und erhielt die Zusage einer Pensionszulage. Bisher erhielt er nur 1 Thlr. monatlich und ernährte sich durch Korbflechten.

— Freiburg. Da die mündlichen und schriftlichen Ausfälle des Jesuiten Morel gegen die Pressefreiheit die beabsichtigte Wirkung größtentheils verfehlt haben und seine öffentliche Aufforderung, die Regierung vermöge der Volksouveränität zu stürzen, wenn sie keine Zensur einführen wolle, Aergerniß gegeben, so ist er von den Ordensobern nach Belgien verlegt worden. (Schw. Bl.)

— Die „Frankfurter Ober-Postamtzeitung“ schreibt aus St. Nikolau in Ungarn: Ein hiesiger Jude, welcher neulich von einem Edelmann wegen einer Wechselschuld verklagt und, nachdem er vorher die Schuld und die Rechtlosigkeit des Wechsels in Abrede gestellt, zur Zahlung verurtheilt worden war, wurde, als man bei der Exekution nur totale Armuth und also keine pfandbare Objekte vor-

band, auf Antrag des klagenden Edelmannes, diesem persönlich zu fünfzehntägiger Leibeigenschaft übergeben. Die Ueberlieferung des Unglücklichen war kaum durch den Fiskal erfolgt, als derselbe ohne weiteres Zutun der Behörde, unter Trompetenschall, zur allgemeinen Belustigung des durch das pompös aufgeführte Schauspiel herbeigezogenen zahlreichen Pöbelhaufens durch die Straßen unseres Städtchens, unter fortwährender lärmender Begleitung des Janhagels, auf das Gut des Edelmanns abgeführt wurde.

— Die Köln. Z. berichtet aus London: Lord Rancagh verklagte dieser Tage einen Polizei-Inspektor vor dem Polizeigerichte, daß er ihn am Börseneröffnungstage unverschämmt und ungeziemend behandelt habe. Wie es scheint, hatte der Inspektor nach einigem Wortwechsel den Lord aufgefordert, ihm seine Karte vorzuzeigen. Der Beamte wies die Klage mit dem Bemerkten ab, der Inspektor habe höchstens in so weit gefehlt, daß er den edlen Lord nicht sofort in Verhaft genommen habe.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Friedrich.

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorrätig in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, bei Wilh. Empting in Bochum und in der Wilh. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

(103.) In allen Buchhandlungen Bessenthalens, der Rheinprovinz und des Herzogthums Nassau ist zu haben:

Der

Gevattersmann.

Von Berthold Auerbach.

Preis 2½ Silbergroschen oder 9 Kreuzer.

[104.] In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Deutschland

und die Donau-Mündungen.

Ein Beitrag zur Beleuchtung der äußeren Verhältnisse des Vaterlandes und der europäischen Civilisation.

Von einem Offizier.

Groß Oktav. 78 Seiten auf schönem weißen Maschinen-Belinp. Preis 12½ Sgr. — 45 Kr.

In zweiter Auflage

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen wieder zu haben: (105.)

Krieg und Frieden.

Oder

Der Hermesianismus und seine Gegner.

Sechs Sendschreiben

an

Herrn Rath und Notar Deycks zu Dpladen.

Von Peter Paul Franck.

Nebst einer klassischen Abhandlung ü. d. Verleumdung. 8. 84 Seiten. Preis 10 Sgr. — 36 Kr.

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung in Siegen und Wiesbaden.

[106.] In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Confirmations- und Grabreden.

Gehalten von L. C. A. Trainer, evang. Pfarrer.

Zur Erinnerung für die Lebenden und zur Erinnerung an die Todten.

Gr. 8. 91 Seiten. Preis 15 Sgr. — 54 Kr.

(107.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung erschien:

Die Flechten,

ihre

Behandlung und radikale Heilung.

Von W. B. Fränkel,

Doktor der Medizin und Chirurgie, praktischem Arzte und Operateur.

Zweite vermehrte Auflage.

85 S. 8. in Umschlag geb. Preis 10 Sgr. oder 36 Kr.

Die Leihbibliothek

der

Wilh. Friedrich'schen Buchhandlung in Siegen

wird allen Freunden der Unterhaltungs-Lektüre zur Benützung bestens empfohlen.

Das Abonnement ist höchst billig; der Katalog wird an die Abonnenten gratis abgegeben. (108.)

Die Friedrich'sche

Leihbibliothek in Wiesbaden

empfiehlt sich allen Freunden der Unterhaltungs-Lektüre bestens unter den bekannten billigen Abonnements-Bedingungen.

